

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 262.

Dienstag, 9. November.

1915.

(10. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edele Rüst.

Gleich bei seiner Rückkehr sprach Gerbert mit Dina über den Fall Warten und fand bei ihr nicht nur das richtige Verständnis, sondern eine gewisse freundliche Neugier auf die außergewöhnliche Bekanntschaft mit einer Künstlerin.

Dann erzählte er viel von der Jagd, und zuletzt auch so nebenher von Frau Deubenreiter, die jetzt die Waldschenke führe — natürlich als hätte er sie heute zum ersten Male gesehen — besonders aber von dem reizenden, schnurrigen, kleinen Putti, dem er ein Schaukelpferd habe versprochen müssen.

„Über, liebster Gerbert, gleich ein Schaukelpferd, einem ganz fremden Jungen? Das hättest du doch lieber dem reichen Trümpe überlassen sollen!“

„Trümpe! Was versteht der von Kindern! Ich sage dir, das Gesicht von diesem Bengel am nächsten Sonntag ist mir drei Schaukelpferde wert.“

„Am nächsten Sonntag?“

„Selbstverständlich jagen wir die nächsten sechs Wochen jeden Sonntag! Meinst du, man kauft sich eine Jagdausrüstung, um mal vier Sühner zu schießen?“

Das leuchtete Dina ja ein, und in ihrem Stolz, daß ihr Mann sich keine Blöße gegeben hatte und wirklich eine Beute heimgebracht, versprach sie denn zuletzt bei Spielberg ein Schaukelpferd für den fremden Jungen auszusuchen.

„Die Eltern waren hier, auch Papa mit Lucy.“

„So! Das ist freilich nichts Aufregendes gewesen. Wie haben sie sich denn zu meinem Jagdvergnügen geküßert?“

„Dein Vater schwieg sich in seiner beredten Weise aus. Mutterchen glänzte über ihren Alleswoller und Alleskönner von Sohn. — Papa meinte, wer schon so viel Zeit bei der Fädel verkaumt, könne wenigstens die Fänte in Ruhe lassen, und Lucy spötte, du würdest dich doch hoffentlich gleich morgen in ganzer Figur photographieren lassen, damit Petri dich in den Schaukasten hängt und ganz Fünf-Gügelchen den schneidigsten seiner Anwälte auch als Nimrod bewundern könne!“

„Recht so! Ich werde die Herrschaften schon in Bewegung erhalten! Diese Wandel!“

„Über, Gerbert!“

„Mutterchen ist natürlich davon ausgeschlossen — zwei von den Sühnern bringst du ihr morgen, sie soll sie auf mein Wohl verspeisen.“

„Mutter Grimm siodelt nun zum Januar wirklich nach hier über, es ist beschlossene Sache.“

„Nu also, was will man mehr! Sie muß doch die Goldmine, die sie auszubaggern gedenkt, besser und andauernd übersehen, können!“

„Lucy meinte, sie könnte eigentlich am besten bei uns oben wohnen, da Professors nun ausziehen — die Wohnung wäre gerade ausreichend für sie, und Papa brauche dann doch nicht extra Miete zu zahlen.“

Gerbert lächelte unbändig.

„Und was hast du dazu gesagt?“

„Daß Frau von Grimm bisher ja wohl auch selbst ihre Miete gezahlt habe, sie das ja auch tun könne, wenn sie nach Fünf-Gügelchen verzöge, wenn es durchaus wünschenswert wäre, sie hier am Ort zu haben. Und daß wir unser Haus jetzt leider für uns nötig haben, da es auch mein Wunsch sei, daß dein Bureau nach hier verlegt werde!“

„Gib mir einen Kuß, du bist bildungsfähig! Wie nahm man deine Erklärung auf?“

„Lucy war ganz sprachlos und verführte sich ins Grüne, wozu sie jetzt leicht neigt, Papa meinte etwas eingeschüchtert: man könne sich das ja noch bis Weihnachten überlegen, und Mutterchen platzte sehr energisch heraus: „Über liebste Frau Lucy, Ihre Mutter gehört denn doch eher in Ihr Haus als in das unserer Kinder — Ihre Villa ist ja geräumig genug!“

„Bravo! Ich kann mir denken! Tableau, und — Papa Lauter hielt genau vier Sekunden darauf Vortrag über . . .?“

„ . . . Dampfheizung! Die Villen vor dem Tor sollen alle damit beglückt werden, und wenn es sich tun läßt ohne zu viel Umbauerei, reflektiert Papa für sich darauf.“

„Selbstverständlich! Die vor dem Tor dürfen doch vor dem Kommerzienrat Lauter nichts voraus haben! Was sonst noch?“

„Otto hat an Mutterchen geschrieben und angefragt, ob er wohl zu Weihnachten bei uns logieren könne. Wenn nicht, blieb er in Berlin, vorläufig verzichte er noch auf intime Festlichkeiten im Hause seiner Frau Mutter und der jüngeren Linie Lauter. Er soll doch kommen, nicht wahr?“

„Gewiß soll er kommen! Schon weil die Frau Kommerzienrat sich darüber ärgern wird.“

„Ihr seid doch wirklich wie die kleinen Kinder, mit dieser ewigen gegenseitigen Ärgernis. Papa ist nach wie vor glücklich, und das ist die Hauptsache. Seine einzige ernste Sorge ist vorläufig: nicht der alternde Mann in ihren und anderer Augen zu sein! Es ist so rührend, gerade an Papa, weil er so wenig gewohnt war, sich als Gefühlsmenschen zu zeigen. Und doch, wer weiß, heut oder morgen bereuen sie doch vielleicht alle beide . . .“

„Ach, Gott, das ist schließlich überall so . . .“

„Wie denn?“

„Daß es sich lockert!“

„Muß sich denn jede Ehe lockern?“

„Sie muß nicht, aber . . .“

„Sie tut es . . .?“

„Das ewige Gesetz des Ausgleichs! Es morscht alles, was da lebt, auch alles Totgegenständliche! Wir morschen auch einmal, liebes Kind — einmal, sage ich! Bis dahin habe ich mich aus dem Staube gemacht! Zwischen geborstenen Mauern könnte ich nicht leben! Wozu auch? Nur nicht rühelhaftig werden, Kindchen! Wir sitzen im dicken Glid, was scheren uns geborstene

Mauern! Unser Gebäude ist jung und fest gefügt, das überdauert auch Stürme — wenn sie kommen!“

„Wenn sie kommen! O, Herbert, vor Stürmen fürchte ich mich nicht — es kann auch für uns nicht immer Feiertag bleiben, aber — — —“

„Nun kein Wenn und Aber! Wie sind wir denn nur auf den Unsinn gekommen?“

„Das ist kein Unsinn, Herbert.“

„Doch, für uns zwei ist es Unsinn, jetzt mitten in glücklichster Sonntagsnacht über Stürme zu philosophieren, die mal um unsere Villa pfeifen können — zwanzig Jahre später, wenn wir beide mit dem Kopfe wackeln.“

„Dann wackeln wir noch nicht mit dem Kopfe.“

„Ich würde es dir wenigstens nicht raten, du Rindskopf!“

„Ich bin kein Rindskopf!“

„Nein, du bist beinahe ein alter Dickschädel, aber ich bin dir doch gut — heut noch und morgen noch und vielleicht noch bis übers Jahr, wenn's der Herrgott gut mit uns meint! Nun bitte, ja — ich drehe jetzt das Gas aus — die Gasrechnung wird mir zu lang! Du weißt, wir müssen sparen, damit Mutter Grünan eine Beletage vor dem Tor beziehen kann!“

„Herbert, du bist . . .“

„Du bist mein ganz und gar affektiertes, händel-suchendes, sich aber doch sehr gern küssenlassendes Weib, ja!“

Das war so Herberts Art seiner Frau gegenüber: jede ernsthaftere Kontroverse in Bärtlichkeiten zu begraben. Nicht, daß er ihr Gedanken und Pläne verheimlichte, aber sie ersuhr doch immer erst von allem, wenn er ihr Tatsachen berichten konnte und an diesen Tatsachen nichts mehr zu ändern war.

Er ließ ihr im Innern freie Hand und beanspruchte dasselbe für sich im Äußern, nur daß man sich über die getrennten Ressorts freundschaftlich Mitteilung machte, um auf dem Laufenden zu bleiben.

Das war das einzige, was Dina sich in ihrer Ehe anders gewünscht hätte, aber sie fand sich als kluge Frau auch darein und hütete sich, ihr sonst so heiteres Glück durch kleine Nörgeleien und erzieherische Versuche zu trüben. Es hatte jeder seine Eigenart, die mußte man gelten lassen; und bei so sehr viel Licht mußte doch etwas Schatten sein!

Gleich am Vormittag machte sie sich auf den Weg. Erst zu Frau Malwine mit den beiden Rebhühnern, und dann zu Spielberg, um ein Schaufelpferd auszusuchen, das sie noch zweimal umtauschen mußte, bis das schönste und teuerste endlich Gnade vor ihres Mannes Augen fand. Zuletzt machte sie Fräulein Gabriele von Barten einen Besuch, um sie sich ein- für allemal ins Haus zu laden. Die junge Künstlerin kam eben von der Probe, als Dina nach Hinterlassung ihrer Visitenkarte schon wieder auf der Treppe war. Sie kehrte noch einmal mit Gabriele um, um die kleinen Räume in Augenschein zu nehmen, die für den Winter ihr Heim sein sollten, und die zwar sauber aber doch sehr mündenwertig ausgestattet waren.

Dina versprach ihr Möglichstes, der neuen Bekanntschaft ein herrschaftlicheres Quartier zu besorgen. Sie würde schon etwas finden, sie aus der Studentenhölle zu retten.

Auf dem Heimwege sprach sie noch bei der „Besson“ vor. „Die Besson“ war die Französin von Fünfs-Hügeln, die die Töchter der Honoratioren und Kleinbürger nach besten Kräften parlieren lehrte, und zwar schon in der dritten Generation. Wer an der Besson die Annuit der Gallierinnen studierte, ging sicher nie nach Paris; aber sie war eine gute anhängliche Person, und niemand merkte ihr an, daß sie sich seit vierzig Jahren in Feindes Land bewegte. Sie trug Broschen, zwei andere Damen Knöpfe trugen, so mannigfach wertlose und wertvolle wahllos durcheinander, und sagte von sich selbst: „Die Besson kleidet sich einfach aber

comme il faut!“ Aus ihrem braunbronzenen Gesicht ragte eine lange, breitflügelige Nase, ein scharfer Mund zog sich von einem überlebensgroßen Ohr zum anderen und schwiag selten, und ein paar Auglein bligten frohgemut in die Runde. Und ein Deutsch sprach sie trotz der vierzig Jahre — ein Deutsch!

„O mais ma chère Dina — ich offe, du seist après Diner — — bei uns aujourd'hui nix zu esse! Die Fisch sehrsalze, die gâteau sehrbrannt — — sehrschlecht, sehrschlecht, tout à fait sehrschlecht! Entrez — nimm Platz auf die Divan!“

Die Besson duzte das ganze weibliche Fünfs-Hügelchen, und ihre gewesenen und derzeitigen Schülerinnen pflegten „Lante Mademoiselle“ zu ihr zu sagen. Nur die ganz grauhaarigen, die schon Großmutter waren, sagten „Liebe Besson“.

„Was ist denn passiert, Lante Mademoiselle? Ich hätte so gern hier Station gemacht und bei dem gâteau geholfen.“

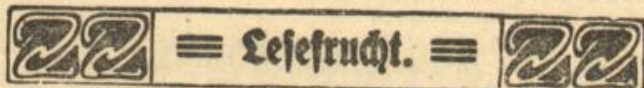
„Passiert ma chère, passiert nix. Die Person, die Luise, ist verliebt, sie weiß nicht, was sie macht — sehrschlecht! So eine alte dumme Person! Elle est folle, mehr ich nicht sage.“

„Aber die Luise ist doch sonst ein wahres Fabelwesen! Es kann doch dem besten Koch passieren, daß ihm einmal etwas . . .“

„Ma chère Dina, einmal! Mais die fünfte Mal in sechzehn Jahr . . . die fünfte Mal. Sie ist dann einfach verliebt! An die nächste Woche sie wird komme, um mich zu sage: ich bin verlobt, ich eirat in quatre semaines — ich kündige iemitt, Madame, suche Sie sich ein neue Servante! Und wenn ich gesunde ein neue Servante, sie wird komme und sage: Madame, ich bleib, ich eirat diesmal nicht, ich bleib! Que voulez-vous ma chère, c'est affreux von so ein dumme alte Person!“

Dina tröstete und lachte und sah, wie die „dumme alte Person“ unbekümmert um das Betergeschrei ihrer Herrschaft auf der Diele an der offenen Tür die Drücker putzte und sich inzwischen aus ihrer aufgesteckten Schürze große Stücke von dem „sehrbrannten gâteau“ in den Mund schob — etwas Trinkbares schien auch in nicht weiter Ferne zu stehen.

(Fortsetzung folgt.)



Das Glück ist der Narren Säugamme, das Unglück der Weisen rechte Mutter. Arabischer Spruch.

England, die „Gouvernante der Welt.“

Es ist noch nicht genügend darauf hingewiesen worden, daß das laute Geschrei über die angeblichen „Barbarentaten“ unserer Truppen in Belgien gar nicht in Belgien entstand, sondern seinen Ursprung in England nahm, und zwar in der Fleetstreet in London, wo große Druckmaschinen willig auf Zeitungspapier wiedergaben, was der sichere Instinkt der englischen Zeitungsherrscher dem Publikum zu servieren wünscht. Wo auch immer bisher ein Kriegsschauplatz war, erschienen die englischen Kriegsberichterstatler mit der Weisung, recht bald und recht ausführlich „Grausamkeiten“ zu melden; denn ein solcher Rapport von Schrecklichkeiten gibt einmal der englischen Seele so schöne Gelegenheit, sich moralisch zu entrichten, und zum anderen fixiert es doch so angenehm die Bisternheit gerade jener Kreise, die sich öffentlich mit Vorliebe darüber erregen. So war es auch in Belgien. Im vorigen Jahre flossen die englischen Zeitungen und vor allem die Zeitschriften, die ihre Berichte mit Bildern unterstützen konnten, von solchen Grausamkeiten über, die sich untereinander zwar nicht an Glaubwürdigkeit, aber an Albernheit überboten.

Nur eine Erinnerung sei hier erlaubt. Als Italien, heute der edle und tapfere Bundesgenosse Englands, heute als der einzig wahre Erbe klassischer Kultur gepriesen, sich

mit nicht sehr ruhmreichen Kämpfen in Tripolis abgeben mußte, erschienen auch da prompt die englischen Reporter, fize, mutige und geschickte Burschen, und fanden die besohlene Portion von Grausamkeiten, die der englische Zeitungsleser nun einmal auf dem Frühstückstische zu sehen wünscht.

So berichtet ein Herr L. Magee, der als Spezialkorrespondent des „Daily Mirror“ in Tripolis war, in der angesehenen Londoner Monatschrift „London Magazine“ vom Mai 1913 über seine Erlebnisse bei den italienischen Truppen, wobei er noch selbst aufgenommene Photographien als Wahrheitsbeweise widergibt.

„Meine Kollegen waren etwas eifersüchtig auf mich, weil es mir gelungen war, solche seltenen Aufnahmen der italienischen Grausamkeiten in Sicherheit zu bringen. Ich fuhr mit dem ersten Schiff und vermied so die Zensur, und meine Bilder, die sofort im „Daily Mirror“ erschienen, erregten großes Aufsehen. Mein Kollege L. Grant wurde wegen Enthüllung weiterer Grausamkeiten weggeschickt. Diese Bilder riefen die laute Ablehnung der italienischen Militärbehörden und die Unterstellung hervor, die Aufnahmen seien geschwindekt. Ich kann es dem Urteil der Beschauer überlassen, ob es z. B. möglich war, solche Haufen toter Araber zu schwindeln. In einem anderen Falle zeigt mein Bild tatsächlich, wie ein italienischer Soldat einem verwundeten Araber mit dem Gewehr den Rest gibt. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich auch die Eitelkeit der italienischen Soldaten in ihrer ganzen Blüte. Eine Abteilung hatte gerade drei mit den Händen zusammengebundene Araber erschossen. Ich ging vor, um eine Aufnahme von den daliegenden Arabern zu machen, als die Soldaten, meine Absicht erratend, vorstürzten und sich in einer Reihe hinter ihren Opfern aufstellten, wobei sie mich an eine Fußballmannschaft mit den Siegespreisen zu ihren Füßen erinnerten. Auch später hatte ich Gelegenheit, verschiedene Akte brutaler Roheit der Italiener gegen die arabischen Gefangenen zu erleben, z. B. das Erschießen in ganzen Trupps ohne irgendeine Untersuchung, und andere Taten von Barbarei, die in Berichten und Bildern in den Londoner Zeitschriften geschildert wurden.“

So berichtet Herr L. Magee von den Italienern, und zum Schluß sagt er, daß er seine Aufnahmen dem italienischen Militärzensor entzogen hat. „Kein Zensor“, erzählt L. Magee vom „Daily Mirror“, „würde solche Bilder erlauben, von Akten der Grausamkeit und Abscheulichkeit, wie sie sich in Tripolis während des Krieges ereigneten, verbrochen von blutledernen Truppen. Es waren Bilder der Barbarei, des unbarmherzigen Hinschlachtens von Männern, Frauen und Kindern!“

Wie gesagt — dies ist kein englischer Schauerbericht aus Belgien, sondern aus dem letzten Kriege der Italiener, die heute in fetten Reilen nur als „our gallant and noble allies“ von der gesamten englischen Presse gepriesen werden. Wir sind eben alle Sünden, und nur das englische Volk ist ein Segen für die Welt — wobei die Toten vom indischen Sepoy-Aufstand 1857 und auch die vom Burenkrieg freilich nicht mehr mitreden können.



Aus der Kriegszeit.

Archäologie im Felde. Der Krieg und ganz besonders der Stellungskampf, der die Erde aufwühlt, hat bereits eine große Anzahl archäologisch bedeutsamer Zufallsfunde zutage gefördert. Die Prähistorische Zeitschrift machte von Stein-sarkophagen Mitteilung, die bei Aufdeckung eines ehemaligen römischen Lagers der Umgegend von Aranch bei Laon entdeckt wurden. Weiter fand man merowingische Bruchstücke, wie nach den bisherigen Untersuchungen in die Zeit des gallischen Krieges zurückzuweisen scheinen. Von weiteren archäologischen Funden weiß die Anschau zu berichten. So entdeckte man zwischen Velle und Arras in losem Kalksteingebiet merkwürdige Gänge, deren Entstehen anscheinend auf vorgeschichtliche Zeiten zurückzuführen ist. Im Osten von Coiffons, bei Buch de Long, wurde ein altes Schlachtgrab aufgedeckt. Die Grube, deren Grund aus Kies bestand, war mit festgestellten Rundhölzern umgeben. Die aufgefundenen Leichen trugen Arm- und Halsringe aus Bronze. Auch keramischer Schmuck wurde in diesem Grabe aufgefunden. An Waffen

fand man drei zugespitzte Endstücke eiserner Speere. Aus dieser Gruft wurden 10 Totenschädel geborgen. Sie werden der gallischen Kulturepoche des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. zugeschrieben. Die archäologischen Ausgrabungen bei Buch de Long wurden mit aller wissenschaftlichen Sorgfalt unternommen und währten von Anfang Februar bis Mitte April. Verschiedene interessante Funde wurden auch bereits aus dem Osten gemeldet. So stieß man in der Nähe von Matua auf kaiserzeitliche Friedhöfe. Dort fand man auch eine aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammende Münze der Gattin Sabina.

Die geringe Verwendung von Verbandstoffen in der modernen Kriegschirurgie. Die Vorsicht, die ein Haushalten mit allen Stoffen, die nicht in der Heimat erzeugt werden, gebietet, empfiehlt auch die sparsame Verwendung von Verbandzeug in den Kriegslazaretten. Wenn auch von keinem Mangel die Rede sein kann, empfiehlt es sich, mit dem Vorhandenen möglichst hausälterisch umzugehen. Darum ist die Feststellung besonders bemerkenswert, daß der Krieg, der so viele alte Erfahrungen und Anschauungen verdrängt und durch neue Erkenntnisse ersetzt hat, auf dem Gebiete der chirurgischen Medizin den praktischen Nachweis erbrachte, daß die Wundbehandlung durch eine möglichst geringe Verwendung von Verbandstoffen in jeder Weise nur gewinnt. Die Gründe für diese im ersten Augenblick überraschende, aber praktisch unleugbare Tatsache entwickelt der Ob. Arzt der Chirurgischen Abteilung des Gefangenenlazaretts Döberitz, Dr. Emil Engel, in einem „Neuere chirurgische Erfahrungen“ betitelten Aufsatz im nächsten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“: „Ist es bisher schon üblich gewesen, mit Verbandstoffen hausälterisch umzugehen, so wird man jetzt sehen, daß man mit dieser Sparbarkeit dem Patienten den größten Dienst erweist und die Heilung seiner Wunden auf das Maximum beschleunigt. Von Baumwollstoffen wird Jodoformgaze benutzt, so weit es zur leichten Bedeckung von Wunden eben erforderlich ist. Woll fast nur als Mulltupfer, von denen wenige zur Wundbedeckung genügen, Watte fast gar nicht — bei einem Bestand von etwa 90 chirurgischen Patienten etwa 1 Kilogramm Verbandwatte pro Monat und weniger —, Binden nur dann, wenn andere Fixierungsmittel nicht anwendbar sind, also auch sehr wenig. Als Ersatz für Watte, selbst bei Schienen- und Streckverbänden, dient Zellstoffpapier, zum Fixieren des Verbandmaterials Gestrüpfpapier und, so weit es irgend möglich ist, die von der Militärverwaltung hergestellte Gaze, unter der eine große Anzahl kleinerer Wunden glänzend zur Abheilung gelangte.“ Während eiternde Wunden nach den früheren medizinischen Anschauungen täglich ein- bis zweimal frisch verbunden wurden, lehrt die neuere chirurgische Erfahrung, daß dies nicht nur unnötig, sondern sogar unter Umständen unvorteilhaft ist: „Die Wunden heißen schneller, wenn der Verband, selbst von eitriger Flüssigkeit durchtränkt, mindestens mehrere Tage liegen bleibt. Mit besonders gutem Erfolge wendet man seit längerer Zeit bei eiternden, jauchenden und übelriechenden Tiefen- und Flächenwunden ein Chlortorpräparat an. Chlortor ist außerordentlich hygroskopisch, das heißt, er nimmt bedeutend mehr Flüssigkeit in sich auf als andere Verbandmaterialien, er wirkt direkt antiseptisch, die Eiterung läßt in bedeutend kürzerer Zeit nach als unter dem gewöhnlichen Verband. Besonders wertvoll erscheint es mir, daß man mit Hilfe dieses Präparates außerordentlich sparsam mit Verbandstoffen wirtschaften kann. Etwas Jodoformgaze oder ein Mulltupfer auf die Wunde, ein kleiner Beutel mit Chlortor, den man sich auch durch zwei bis drei Mulltupfer herstellen kann, darauf, das Gänge mit Gestrüpfpapier befestigt, eventuell kann auf den Chlortor noch etwas Zellstoffpapier gelegt werden. Kommt es gelegentlich zu einer geringen Reizung der Wundränder, so wird zwischen durch trocken oder mit essigsaurer Tonerde verbunden.“ Ist die Bedeutung der Verbandstoffe zurückgegangen, so hat das früher meist nur im Notfall oder als provisorisches Hilfsmittel beachtete Gestrüpfpapier eine wichtige Rolle erhalten: „Es hat sich als außerordentlich nützlich erwiesen, nicht oder nicht mehr eiternde Wunden durch das die Verbandstoffe fixierende Gestrüpfpapier zusammenzuziehen, so daß die Wunde gleichsam in eine Hautfalte zu liegen kommt. Die Narbe wird dadurch bedeutend verkleinert und widerstandsfähiger, was ja bei allen Narben, besonders Bauchnarben, außerordentlich wertvoll ist.“

* Monatskalender.

Gemüsegarten: Mit Ausnahme des im Freien Aushaltenden, wird alles Gemüse jetzt in die Überwinterungsräume gebracht, — die abgeernteten Gemüsebeete werden umgestürzt, wenn nötig, auch gedüngt. — Ausfahren der Mistbeeterde auf Pausen. — Umarbeiten der Komposthaufen. — Obstgarten: Beginn des Ausputzens der Bäume. — Anlegen von Ganganlagen gegen den Frostnachtschmetterling. — Verpflanzen und Anpflanzen junger Bäume. — Ziergarten: Legen der Blumenzwiebeln und Anpflanzen von Frühlingssorten. — Anlegen des Winterschutzes der Rosen und sonstiger nicht winterharten Gehölze. — Beginn des Beschneidens der Gehölze und Umgraben der Gehölzflächen. — Fleißiges Lüften aller Räumlichkeiten, in denen Pflanzen und Knollen aufbewahrt werden.

* Der Schnitt des Nadelholzes.

Wenn die Blätter zu fallen beginnen und die Pflanzenwelt in den Winterschlaf eintritt, beginnt die Zeit, wo Säge, Schere und Messer im Garten zu Wort kommen. Daß das Raubholz einen regelmäßigen Schnitt verträgt, bezw. verlangt, ist im allgemeinen bekannt. Hinsichtlich des Nadelholzschnitts herrscht aber große Unkenntnis. Fast durchweg glaubt man, bei Nadelholzern das Messer nicht oder nur selten anzuwenden zu können. In Wirklichkeit lassen aber viele Arten einen regelmäßigen Schnitt zu, und es entwickeln sich die Bäume bei Anwendung desselben dann oft in ganz anderen Bahnen und Formen. Dies ist aber besonders für den kleinen Hausgarten von großer Wichtigkeit. Der Schnitt verursacht ein Zurückbleiben in der Entwicklung, wir können auf kleinem Raum Sorten verwenden, die, ungebündelt, uns bald zu groß werden, und das Bild des Gartens störend beeinflussen. Vielfach trägt aber der regelmäßige Schnitt auch dazu bei, daß sich manche Arten und Sorten erst mit Hilfe desselben zu schön gebauten Exemplaren entwickeln, während sie ohne denselben leicht kahl und unansehnlich bleiben.

Einen regelmäßigen Schnitt vertragen in erster Linie Thuja, Zypressen und Taxus, ferner Thuypflis- und viele Juniperus-Sorten. Sehr gut läßt sich der Schnitt anwenden bei vielen Nichtenforten (Picea), der Hemlocktanne (Tuga) und der Zeder (Cedrus). Weniger kommt ein Schnitt in Frage bei den Sorten der Eibeltanne (Abies), der Kiefer und Lärche, doch können auch hier Unregelmäßigkeiten im Bau mit Hilfe des Messers beseitigt bezw. verbessert werden.

Thuja, Zypressen und Taxus vertragen, wie schon erwähnt, den Schnitt am besten. Viele Sorten derselben lassen sich mit Hilfe der Schere zu besonderen Formen ziehen, z. B. Kugel-, Pyramiden-, Säulen- und Heckenform. Die gewöhnliche Eibe (Taxus baccata) ist neben dem Buchsbaum mit am besten für solche Formen geeignet und wird deshalb auch vielfach zu mancherlei Spielereien — Tier- und Phantasieformen — benutzt. Die einfachen Formen werden aber für den meist teutonisch gegliederten Hausgarten unentbehrlich sein und geben ihm erst eine gewisse Ordnung und Charakter. Bei vielen ohne Schnitt in die Höhe schießenden Lebensbäumen und Zypressen beobachtet man ein frühes Kahlwerden von innen. Bei regelmäßigem Schnitt verzweigen sich die einzelnen Äste viel stärker, die Pflanze wird dicht und buschig. Die alten Meister im Gartenbau, die Holländer, haben dies auch früh erkannt, und ihre Kulturen verraten für unsere Begriffe eine übertriebene Anwendung des Messers.

Sind die Pflanzen einmal kahl, so pflegen sie am alten Holz nur selten nochmals auszusprossen. Die einzige Ausnahme von allen Nadelholzern bildet in dieser Beziehung die Eibe. Sie verträgt, wenn alt und innen kahl, eine starke Verjüngung ins alte Holz und treibt dort wieder frisch aus. Da sie auch sehr widerstandsfähig ist und ein außerordentlich hohes Alter erreicht, so bildet sie eines unserer wertvollsten Nadelholzer für den Garten.

Auch die Fichte verträgt den jährlichen Schnitt gut. Als Beispiel führe ich die zahlreichen Fichtenhecken an Eisenbahn-

dämmen an. Weniger bekannt ist, daß man auch die Silberanne scharf schneiden kann. Unregelmäßig geformte Pflanzen können auf diese Weise verbessert werden, sie lassen sich aber sogar mit Hilfe des jährlichen Schnitts zu regelmäßigen einfachen Formen ziehen, die mit ihrem vollständig dichten, igelartig lüdenlosen Kleid einen prächtigen Anblick gewähren. Ähnliche Wirkungen habe ich mit der Sitka-Fichte (Picea sitkaensis) erzielt und werden sich sicherlich auch mit den meisten Sorten erreichen lassen.

Die Hemlocktanne läßt ebenfalls eine gewisse Schnittbehandlung zu, doch wird sich dieselbe auf die Dauer nicht in kleine Formen zwingen lassen. Der Schnitt ermöglicht uns aber die Anzucht dicht gebauter und schön geformter Einzelpflanzen. Das gleiche gilt von der Atlas-Zeder (Cedrus atlantica), deren sparriger Wuchs durch den Schnitt gemildert werden kann.

Von den Kiefern kann man allenfalls die Zwergform (Pinus montana) einem regelmäßigen Schnitt unterwerfen. Infolge ihrer Anspruchslosigkeit eignet sich dieselbe zur Bekleidung trockener, heißer Böschungen und Hänge. Will man sie an solchen Stellen nicht hoch werden lassen, so schneidet man alljährlich scharf zurück, wodurch sie ebenfalls zu dichtem Austreiben veranlaßt wird.

Als beste Zeit für Ausführung des Schnitts ist das Frühjahr, Anfang März bis Mitte April, anzusehen. Hecken und Bermen verlangen im Juni eine zweite Schur.

* Dankbare Herbstblüher unter den Rosen

Die Rose pflegt im Hochsommer bei großer Hitze uns wenig vollkommene Blumen zu liefern. Erst mit Eintritt kühlerer Nächte, in Verbindung mit feuchtwärmer Tages-temperatur, erhalten wir Rosen, die uns in bezug auf Duft, Form und Haltbarkeit befriedigen. Manche Sorten haben die Eigenschaft, selbst bei Eintritt der kühlen Herbsttage bis Ende November gut entwickelte Knospen und Blumen zu liefern, die uns dann mehr Freude bereiten als die Fülle im Sommer.

Als dankbare Herbstblüher habe ich beobachtet Kreuz auf Teplitz, Oberbürgermeister Dr. Zwendlin, Frau Rilla Mautenstrauch, Tharisaer, Mad. Karoline Testout. Von den Polyantha-Rosen besonders Jessy.

Die künstliche Beleuchtung, ein Feind für das Wachsen und Gedeihen der Zimmerpflanzen. Mit den kommenden Wintermonaten ist für den Blumenliebhaber manche Arbeit verknüpft, die er in der Sorge um das Gedeihen seiner „Zimmerpflänzchen“ zu leisten hat. So ist in erster Linie das Überwintern ruhebedürftiger Pflanzen seine Hauptaufgabe, die er nicht vernachlässigen darf, wenn er sich im kommenden Jahre von neuem daran freuen will. Mit dieser Sorge ist aber sein Wirken noch nicht beendet, denn die im Zimmer zurückgebliebenen Blumen harren auch seiner Pflege und Wartung. Die immer mehr abnehmenden Tage bedingen ein früheres Angünden der Lampen. Durch das ständige Brennen wird der Zimmerluft, die schon durch das Heizen eine gewisse Trockenheit aufweist, der letzte Rest an Feuchtigkeit noch vollends entzogen. Genau wie der Mensch nicht ständig der Lufttrockenheit ausgesetzt sein kann, so gehen auch die Pflanzen daran allmählich zugrunde. Darum achte man darauf, daß in die Ofenröhre ständig ein Topf mit Wasser eingestellt wird, denn durch das Verdunsten desselben ist dem über abgeholfen. Von besonderem schädigendem Einfluß auf das Wachstum der Zimmerpflanzen sind aber die ausströmenden Gase, die sich beim Brennen von Gas und Petroleum entwickeln. Sind es in der Hauptsache doch die dem Lichte entweichenden Schwefelgase, die das Schwarzwerden der Blattoberflächen sowie das Absterben neuer Triebe verursachen und das Entfallen der Knospen verhindern. Darum behalte man nur widerstandsfähige Pflanzen im Zimmer und bringe die empfindlichen während der Nacht in einen Raum, der weniger kühlt, d. h. der nicht künstlich beleuchtet wird, unter. So halten sich Lorbeer- und Summibäume, Oleander, Anubien, Philodendron sowie Kaktus, diese aber auch nur bis zu ihrer Blütezeit, im Zimmer. Myrte, Kamelie, Kall, Zimmerlade, Orchidee, Rose, Abrotanum, wie auch sämtliche Zwiebelgewächse, verbanne man dagegen aus derartigen Räumen.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.